

»Die feinen Relationen«: Multikollektivität oder Multirelationalität? Eine Frage der Perspektive

Jürgen Bolten

In seinem Band »Das Paradigma Kollektiv« (2022) entscheidet sich Klaus P. Hansen für eine deutlich prozessorientiertere Perspektive innerhalb des »Urantagonismus Struktur versus Prozess«¹: Die Verwobenheit und Verzahnung von Kollektiven untereinander, Kohäsionen, die Betrachtungsperspektiven von Individuen, spielen eine zunehmend größere Rolle. Es sind »die feinen Relationen«², die in den Vordergrund rücken – und die das »Paradigma Kollektiv« als relationales erscheinen lassen. Hansens Weg zu diesem »neuen« Paradigma wird in diesem Beitrag nachgezeichnet.

1. Kulturwissenschaft aus relationaler Perspektive

»Das Verhältnis von Natur und Kultur bildet gerade kein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl-Als auch; es ist keine Addition, sondern eine Interaktion.«³ Mit diesem Statement hatte Hansen bereits in der ersten Auflage seines Bandes »Kultur und Kulturwissenschaft« implizit die relationale Verankerung seines kulturwissenschaftlichen Denkens markiert.

So mit seinem Hinweis auf den etymologischen Ursprung »cultum« (als Part. Perf. Pass. von lat. »colere«): »etwas ist gepflegt worden«. »Pflege« bezeichnet, wie man ergänzen kann, immer eine Reziprozitätsbeziehung. Und

1 Hansen 2022, 144.

2 Ebd., 154.

3 Hansen 1995, 26.

genau dies trifft auf alle vier Bedeutungen zu, die geläufiger Weise mit dem Kulturbegriff verbunden werden:⁴

1. Ackerbau treiben (→ agri-cultura)
2. bewohnen, ansässig sein (→ colonus)
3. ausbilden, veredeln (→ cultura animi)
4. verehren, anbeten (→ cultura Dei)

In jedem Fall geht es um Wechselbeziehungen: nachhaltiger Ackerbau ist auf das Zusammenspiel menschlicher und nichtmenschlicher Akteure angewiesen, soziale und politische Beziehungen sind abhängig von der »Pflege« der Beteiligten, Bildungsprozesse basieren auf gegenseitigen Bemühungen der Akteure, und meine Verehrung von etwas hängt von der Nachhaltigkeit der Verheißungen ab, die mir (imaginativ oder tatsächlich) versprochen werden.

Jeder der vier Semantiken des Kulturbegriffs kann aus etymologischer Sicht eine Berechtigung beanspruchen – und sollte in dieser Hinsicht auch ernst genommen werden. Letztlich sind alle vier Bedeutungen immer nachweisbar, gleichwohl es unterschiedliche Dominanzen gibt: Luther verstand Kultur i.S. der cultura Dei als »christliche Bewährung in der Welt«,⁵ während Kant in seiner »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« Kultur in erster Linie der cultura animi zuordnete und sie i.S. von Geisteskultur als »wahre« und »ewige« aufgefasst hat: »Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft *cultiviert*. [...] Wir sind *civilisiert* zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit.«⁶

Willy Brandt hingegen forcierte – anders als die Politik der Goethe-Institute an der Wende zu den siebziger Jahren – nicht mehr in erster Linie ein kunstbezogenes Verständnis von Kultur, sondern plädierte in seiner Regierungserklärung 1969 für einen stärker am »colonos« orientierten Kulturbegriff: »Die Darstellung der deutschen Kultur im Ausland wird sich künftig stärker darauf richten, [...] ein Bild dessen zu vermitteln, was [...] in Deutschland an geistiger Auseinandersetzung und fruchtbarer Unruhe

4 Bolten 2014.

5 Luther 1983 [1520].

6 Kant 1978 [1784], 5. Satz.

tägliche Wirklichkeit ist.«⁷ Oder noch deutlicher mit Loenhoff: Kultur wird als »soziale Praxis« verstanden.⁸

Aktuell scheint sich – zumindest in Deutschland – ein eher sozial-ökologisches Kulturverständnis durchzusetzen, das die »Doppelgestalt der Menschen als Kultur- und Naturwesen« und damit »Pflege der natürlichen Umweltbeziehungen« stärker in den Blick nimmt.⁹ Womit wir wieder bei Hansens Interaktionsverständnis von Natur und Kultur angelangt wären.

Mit welchen »Zugkräften«¹⁰ sich die einzelnen Reziprozitätsdynamiken in ihrem wechselseitigen Zusammenspiel jeweils realisieren und wie einflussreich sie für die Regelbildung in einem Handlungsfeld sind, hängt von der Relevanz ab, die ihnen Akteure aufgrund ihrer Erfahrungen und Erwartungen zuweisen. Das gilt auch für die vier Bedeutungen des Kulturbegriffs: letztlich sind immer alle vier Semantiken vorhanden, nur – je nach Perspektive und Kontext – mit unterschiedlicher Gewichtung.

Abb.1: Relationale Perspektiven des Begriffs »Kultur«



7 Brandt 1969.
8 Loenhoff 1992, 6.
9 Becker/Jahn 2003, 9.
10 Holenstein 1985, 42.

Eine solche ganzheitliche Perspektive gilt für jedes Kollektiv: Sie akzeptiert, dass perspektivenabhängig unterschiedliche Erkenntnisinteressen und Realitätskonstruktionen Relevanz besitzen. Je größer das Akteursfeld (z.B. »Menschenrechte« vs. »Paarkultur«), desto allgemeiner werden die Formulierungen von Verhaltensregeln und Standardisierungen ausfallen. Umgekehrt: Je kleiner das Akteursfeld, desto eher wird es möglich sein, konkrete Regeln des Zusammenlebens zu finden. Oder auch nicht: in Fällen, in denen es keinen tragfähigen Konsens gibt, gilt das »später wieder«: Beispielsweise einen weiteren Versuch, zu gegebener Zeit gemeinsame Regeln auszuhandeln. Wichtig ist das potentielle kommunikative Aufrechterhalten einer Beziehung.

»Das Paradigma Kollektiv nähert sich seinem Gegenstand, indem es Virulenz-Bedingungen feststellt.«¹¹ Dies gilt für meine Beziehungen zu allen Akteursfeldern, in die ich eingebunden bin und die sich durch diese »Virulenz« auch permanent verändern. Das heißt, ich werde selbst aus unterschiedlichsten Motiven heraus kontext- oder auch z.B. altersabhängig in Beziehung auf meine Akteursfelder sehr unterschiedliche »Zugkräfte« meiner vier Reziprozitätsformen erfahren. Das geschieht auch nicht unbedingt trennscharf, sondern es kann Überlappungen geben, die ihrerseits Liminalitäten bzw. Übergänge provozieren. In diesem Sinne haben alle vier Bedeutungsspektren des Kulturbegriffs ihre Berechtigung – in welchen Ausprägungen oder Zugkräften sie auftreten, ist einerseits abhängig von Kontext und Gegenstandsbereich und andererseits Ausdruck der jeweiligen Kulturbegriffskultur.

2. Kollektive als Knoten-Kanten-Systeme

Aus netzwerktheoretischer Perspektive stellen sich Kulturen als untereinander verknüpfte Akteursfelder dar. Akteursfelder sind durch konkrete Akteure (a) und deren Beziehungen (b) sowie durch den Blickwinkel (c) bestimmt, aus dem sie betrachtet werden. Akteure können sein: Paare, Organisationen, virtuelle Interessensgemeinschaften, Länder, Weltgesellschaft etc.

Kulturverständnisse traditioneller substanzorientierter bzw. essentialistischer Ansätze orientieren sich primär an Netzwerkknoten. Relational orientierte kulturwissenschaftliche Ansätze hingegen¹² verstehen kulturelle Ak-

11 Hansen 2022, 156.

12 U.a. White 1992; Stegbauer 2016; Meißner 2019.

teursfelder als Produkte ihrer internen und externen Beziehungsdynamiken und orientieren sich primär an »Kanten« (als Beziehungsträger von Knoten). Die Unterschiede werden im Vergleich von länderbezogenen Geschichtsdarstellungen und von globalgeschichtlichen Erklärungsweisen deutlich: Erstere beschränken sich auf den Netzwerkknoten und beschreiben Landesgeschichte aus der Perspektive des jeweiligen Landes. Globalgeschichtliche Untersuchungen verstehen Landesgeschichte hingegen als Resultat ihrer Beziehungen zu anderen Akteuren außerhalb des »Knotens«: Ein deutlich komplexeres und gleichzeitig prozessorientierteres Vorgehen.

Kulturen repräsentieren von »Teamkulturen« über die »Unternehmenskulturen« bis zu »Nationalkulturen« oder Kulturen transnationaler nicht nur diverse Populationsgrößen, sondern beziehen sich auch unterschiedlichste Gegenstandsbereiche ein, wobei wir im Sinne Bruno Latours der Vollständigkeit halber auch nicht-menschliche Akteure berücksichtigen (postdigitale Kulturen, virtualisierte Formen der Interaktion etc.). Gemeinsam ist ihnen, dass zwischen den beteiligten Akteuren bestehende Interaktionsregelungen und Beziehungsstrukturen als *überwiegend* relevant, plausibel und normal erfahren und weitgehend fortgeschrieben werden. Allerdings: ob die in den jeweiligen »Kollektiven geltenden Standardisierungen«¹³ von den Individuen überhaupt als solche wahrgenommen werden, ist kontext- und perspektivenabhängig.

In diesen Fällen und aus den bestimmten Perspektiven sprechen wir von Kulturalität oder von implizitem kulturellen Wandel: Wir finden uns *überwiegend* zurecht und können iterativ ergänzen, wenn Ungereimtheiten oder Wissenslücken ausgefüllt werden müssen.

Ist dies nicht der Fall, erfahren wir – als Individuen – Situationen als *überwiegend* unbestimmte. Wir sprechen dann von Interkulturalität: Unbestimmte und erst recht unsichere Situationen fühlen sich wie Glatteis an. Wie Glatteis wiederum empfunden wird, ist bekanntlich abhängig vom Kontext, von individuellen Gegebenheiten oder vom situativen Blickwinkel; beispielsweise ob man voraussehbar oder unerwartet mit Glatteis konfrontiert ist, dabei gerade Motorrad fährt, mit einer Gehbehinderung unterwegs ist oder ohnehin winterlich ausgerüstet ist und sich schon seit längerem auf Eislauf-Gelegenheiten freut.

Situationen im Sinne der Glatteis-Metapher entstehen vor allem, wenn (a) Veränderungen plötzlich bzw. disruptiv eintreten oder wenn (b) die Aus-

wirkungen eingetretener Veränderungen an die Veränderungsflexibilität der betroffenen Akteure nicht anschlussfähig sind: In beiden Fällen sind für den einzelnen vor allem Normalität und Plausibilität *überwiegend* nicht mehr erkennbar, und Routinehandeln erweist sich als stark eingeschränkt.

Als Beispiele und Ursachen auf globaler Ebene lassen sich Klimawandel, hohe Veränderungsdynamiken der »VUKA-World«¹⁴, Kriegskontexte oder pandemische Ereignisse identifizieren. Im persönlichen Bereich können entsprechende Unbestimmtheitsituationen entstehen, wenn man den Arbeitsplatz und die Stadt wechselt, man ins Ausland reist, der Sprache nicht mächtig ist und niemanden kennt, oder wenn man mit Unvertrautem und ad hoc nicht Erklärbarem konfrontiert ist, wie es beispielsweise in ausgeprägten Stress-Situationen der Fall ist.

Welche Reaktionen Akteure dabei zeigen, ist abhängig von persönlichen Dispositionen, aber auch vom spezifischen Kontext, in dem sich eine solche Situation ereignet.

Das Spektrum der Reaktionen auf Unsicherheitserfahrungen ist entsprechend facettenreich. Es erstreckt sich von Bedrohungsempfindungen bis hin zu begeisterter Aufbruchsstimmung: Je stärker Unbestimmtheitsituationen als Bedrohung wahrgenommen werden, desto eher tendieren Betroffene dazu, feste Strukturen zu ergreifen, die ihnen Halt und damit Sicherheit versprechen. Was bei Glatteis eine Bande, eine Laterne oder Sand bewirken, bieten in anderen Lebensbereichen Denkweisen, Traditionen und Regeln, die sich *vor* dem Eintritt des Ereignisses bewährt haben. Wenn eine solche vorangegangene »Normalität« nicht wiederherstellbar ist, können imaginative Strukturkonstruktionen wie z.B. (Verschwörungs-)Mythen, »alternative Fakten« oder beliebige Glaubensprojektionen entsprechend Halt gebende Funktionen übernehmen.

Wird eine solche Strukturorientierung im Sinne eines kurzzeitigen »Bosenstopps« zum Auftanken neuer Energien genutzt, kann dies eine wichtige Grundlage darstellen, um sich der Unsicherheitssituation anschließend mit gewonnener Kraft erneut zu stellen. Geschieht eine solche iterative Fortbewegung nicht, resultiert häufig ein Sich-Klammern an die Halt gebenden Strukturen – mit der Konsequenz, dass diese *gegen* die Ausgangssituation – und bisweilen sogar in dogmatischer Weise – stark gemacht werden. Daraus folgt eine Ausblendung bzw. Exterritorialisierung des Unsicherheitsempfindens durch eigene Separation.

14 VUKA steht für Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambivalenz/Ambiguität.

Wird die Ausgangssituation nicht auf entsprechende Weise ignoriert, wird man – in übertragenem Sinn – versuchen sich »auf dem Glatteis zu bewegen«, sich auf neue Erfahrungen einzulassen und auf diese Weise an der Schaffung einer »neuen Normalität« beteiligen. Egal, ob dies zögerlich, kritisch oder impulsgebend geschieht; in jedem Fall steht eine Prozessperspektive im Vordergrund, die das Unsicherheitsempfinden als Herausforderung, vielleicht sogar als Chance, verstehen lässt. Konsequenzen für das Handeln der Akteure bestehen darin, dass sie zur Überwindung der Unbestimmtheits-erfahrung multioptional Lösungen ausprobieren, dabei voneinander lernen und unter Plausibilitäts Gesichtspunkten die Tragfähigkeit ihrer zunächst zwangsläufig nicht vollständig »abgesicherten« Gedankenkonstruktionen abwägen. Eine solche Prozessorientierung schließt Rückzüge in strukturell Vertrautes nicht nur nicht aus, sondern bedarf ihrer sogar, um nicht – wie im Fall zu großer Euphorie – von den hohen Dynamiken weggerissen zu werden.

Wie viel Dynamik und Unbestimmtheit vertragen wird, um sich dabei noch weitgehend wohlfühlen zu können, ist von Person zu Person unterschiedlich. Aus sozialer Perspektive sollte jedoch immer im Vordergrund stehen, dass möglichst viele sich mitgenommen fühlen. Das gilt für Unbestimmtheitsempfindungen bei Corona- oder Klimawandel-Entscheidungen genauso wie für solche, die beispielsweise durch die Einführung von »New Work«, agilen Arbeitsformen, der Einführung von Englisch als Unternehmenssprache oder der personellen Internationalisierung von Arbeitsbereichen resultieren.

Damit erweisen sich Kulturalität und Interkulturalität als zwei Seiten eines identischen Sachverhaltes, bei dem es letztlich von der individuellen Disposition abhängt, ob ein Kollektiv noch im Modus der Kulturalität oder schon im Modus der Interkulturalität erfahren wird.

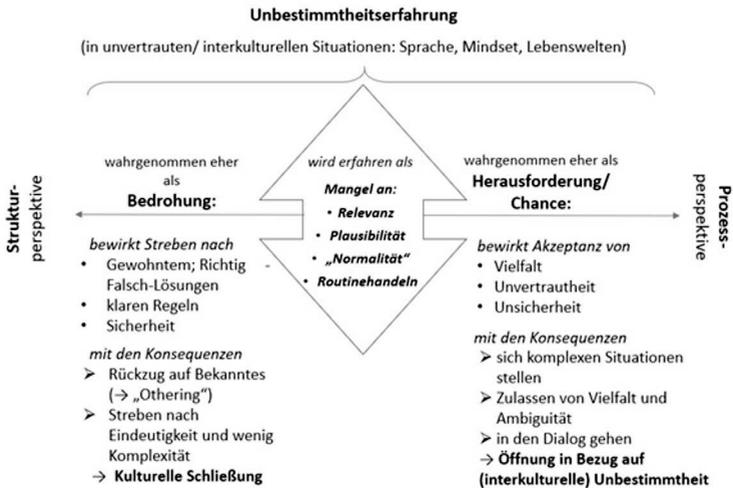
Es ist der »Urantagonismus Struktur versus Prozess«, das Extrem einer auf der einen Seite »durch Gattungsvorgaben eng verknüpften und dadurch geordneten Welt« und einem »Chaos willkürlicher Identität, das überindividuellen Zusammenhalt zu gefährden scheint« auf der anderen Seite.¹⁵

In diesem Spektrum positioniere ich mich, abhängig von meinen Sozialisationsweisen, meinen Vorerfahrungen, meinen individuellen Befindlichkeiten, meinem Rückhalt zu anderen Akteuren etc. Dabei beeinflussen sich

die unterschiedlichen Positionierungen meiner (multikollektiven) Erfahrungen, meine historisch angeeigneten Interpretationsvorräte oder auch meine unterschiedlichen Reziprozitätsdynamiken in einem gegenseitigen nicht-linearen Zusammenhang: »Diese Verwobenheit des Getrennten zu verstehen, macht den Mehrwert des neuen Paradigmas aus.«¹⁶

Diese Bemerkung ist wichtig, um die darstellungsbedingte Statik der nachstehenden Übersicht dynamisch zu denken. Relevanz, Normalität, Plausibilität und Routinehandeln definieren Schütz/Luckmann (1991) als Bedingungen für die Erfahrung von Kulturalität. Je nachdem, wie sich in einem oder mehreren Akteursfeldern *überwiegend* Defizite z.B. an Normalität entwickeln, wird dies individuenspezifisch Einfluss darauf nehmen, wie mit der entstehenden Unbestimmtheit umgegangen wird:

Abb.2: Unbestimmtheits-/Interkulturalitätserfahrung im strukturprozessualen Spektrum ist individuenabhängig



Eine Öffnung – gleich in welchen Kollektiven – gelingt unter der Voraussetzung, dass sich der Pfeil in Abb.2 möglichst nach rechts bewegt, dass man

16 Ebd., 15.

in der Lage ist, handlungsfähig zu sein auch unter der Voraussetzung improvisieren zu müssen: So viel Struktur wie nötig, so viel Prozess wie möglich.

Allerdings wird dies aus Individuensicht meist nicht in gleichem Ausmaß gelingen: in einem Kollektiv sind wir sicherer und routinierter als in anderen und können Sinndefizite oder Bedrohungserfahrungen besser ausgleichen. Ein Beispiel: Wenn nach Einbruch der Corona-Pandemie die Frage nach dem »neuen Normal« gestellt wurde, könnte ich sie aus der Perspektive des Kollektivs »Anbieter von Lehrveranstaltungen« ziemlich eindeutig mit »E-Learning« beantworten. Was ich dabei bedenken muss, ist jedoch, wie meine Studierenden damit umgehen, in welchen Umgebungen und unter welchen Bedingungen sie lernen, kurz: wie ich möglichst viele von ihnen in eine solche »neue Normalität« mitnehme. Meine Prozessbegeisterung erhält an dieser Stelle einen Dämpfer, wenn ich merke, dass ich viele Akteure dieses Kollektivs nicht wirklich überzeugen kann. Dann geht es darum, Bedrohungsängste thematisieren, sie plausibel nachvollziehen zu lassen und gegebenenfalls im »Glatt-eis« Inseln bereitzustellen, die ein Innehalten ermöglichen. Das heißt, es sind Entscheidungen in einem strukturprozessualen Spektrum notwendig, die allerdings je nach den beteiligten Akteuren eines Kollektivs anders aussehen können. Wichtig ist, Geduld zu zeigen und eine deutliche Mehrzahl der Akteure zu überzeugen.

Im anderen Fall provoziert man die Entwicklung von Gegen-Kollektiven (z.B. die Entwicklung der AfD vor allem seit 2015, oder die »Impfgegner« seit 2020), woraus sich eine ganz eigene Dynamik entwickeln kann, weil »selbst die entferntesten Kollektive nicht permanent, aber punktuell und immer wieder miteinander verbunden sind.«¹⁷ Anders gesagt: für alle beteiligten Akteure erscheint die Herstellung fragiler Formen von »neuer« Kulturalität möglich – ganz gleich an welcher Stelle des strukturprozessualen Spektrums.

Von daher ist bei der These, dass die Kollektivwissenschaft zeige, »dass es auch ohne Strukturen geht«,¹⁸ Skepsis angebracht. Zumindest käme man in Schwierigkeiten, wenn es um die Erklärung des Rekurses auf Komplexitätsreduktion oder Strategien des »othering« oder um die Wiedereinführung von Schließungsmustern geht (vgl. den Ukraine-Krieg).

Globalisierung ist kein one-way, wie es von der transkulturellen Kommunikation gedacht wurde, sondern ein Vor- und Zurückbewegen im Kontext der

17 Hansen 2022, 17.

18 Ebd., 212.

Glokalisierung:¹⁹ es ist der Antagonismus »der durch permanente Reibung stetig Energie liefert, aus der sich verschiedenste Dynamiken speisen.«²⁰ Der Antagonismus ist als Element zweiwertiger Logik allerdings immer auch automatisch Bestandteil mehrwertiger Logiken, so dass wir auf die Extreme von (reiner) Struktur und (reiner) Prozessorientierung in einem mehr oder minder »fuzzy« Spektrum nicht verzichten können.

3. Das »Paradigma Kollektiv« als relationales

Ein Kollektiv wird von Hansen dargestellt als »Kohäsionsmechanismus der verzahnten Ganzheit«. Damit

offeriert die Kollektivwissenschaft sowohl kollektive als auch interkollektive Kohäsionsmechanismen. Sie beziehen sich auf das Verhältnis, in welchem die Individuen und Kollektive zueinander angeordnet sind. Solche relationale Anwendungsformen von Kohäsion wurden bereits begrifflich eingeführt. [...] In der Reihenfolge ihres Vorkommens sind das die Begriffe der Multikollektivität, Präkollektivität, Pankollektivität, Segmentierung und Polykollektivität. Diese Begriffe erfassen die feinen Relationen, die sich entweder innerhalb von Kollektiven oder zwischen Kollektiven ergeben, woraus unterschiedliche Kohäsionskräfte resultieren.²¹

»Die feinen Relationen«, die sich sowohl innerhalb als auch zwischen Kollektiven ergeben, erzeugen Dynamiken mehr oder minder großen Ausmaßes. Sie erklären aber gleichzeitig auch Beziehungs- und Reziprozitätsaspekte zu Konstituenten der Kollektivwissenschaft. Dadurch wird der Gegenstandsbereich unübersichtlich: »Kollektivität, das ist ihre Besonderheit, zeichnet sich nicht nur durch Grenzziehung aus, sondern in gleichem Maß durch Vernetzung.«²² Damit ist aber auch Identität nicht mehr »additive Identität«, die »nach einer Addition von Kollektiven verlangt«²³, sondern »besser ein Amal-

19 Bolten 2020.

20 Hansen 2022, 131.

21 Ebd., 154f.

22 Hansen 2011, 159.

23 Hansen 2003, 199.

gam aus einerseits vorgegebenen und andererseits frei gewählten Kollektiven.«²⁴

Im Vergleich zu additiver Identität ist Identität als »Amalgam« multikollektiver oder multirelationaler gedacht: Es »erklärt sich die Relation nicht streng kausal«,²⁵ sondern gibt unterschiedlichen Kombinationsmöglichkeiten und nicht-linearen Bezügen Raum.

Kollektive erscheinen damit als perspektivenabhängige Akteursfelder in dem Sinn, dass eine »Dynamik zwischen der objektiven Zugehörigkeit und der subjektiven Einstellung dazu« ausgelöst wird.²⁶ Dadurch wird »die Pauschalierung zurückgenommen, wodurch eine andere Wirklichkeitsebene in den Blick kommt«²⁷ – aber eben perspektivenabhängig: Je nach Zoomfaktor und »nach Betrachtungsperspektive tritt entweder die konstitutive Einheit hervor oder die Differenz der Umsetzungen.«²⁸

Und je nachdem, in welchen Kollektiven ich mich bewege, werden »normale« Pauschalierungen aufgrund spezifischer Erfahrungen abgelöst durch »feine Relationen«: ich erkenne ihre Differenziertheit, während andere Kollektivdifferenzierungen beispielsweise durch a) mangelnden Kontakt oder b) mangelndes Miteinander (als die beiden zentralen Kollektivkomponenten) keinen aktuellen Zufluss an Erfahrungen haben und pauschalierende Entwicklungen – notgedrungen – zulassen.²⁹

Alles hängt mit allem zusammen: insofern gibt es auch keine Mikro- oder Makroebenen – und da wäre der Standpunkt von Latour und White zusammengeführt, die beide – wenn auch von verschiedenen Seiten aus – das Ziel der Entwicklung einer relationalen Theoriebasis im Blick haben.

Wenn man sich der Multikollektivität über den Einstieg der Präkollektivität nähert, ergibt sich eine weitere relationale Nuance:³⁰ [...] Formal erkennen wir, dass Kollektive nicht von dichten Grenzen umschlossen, sondern präkollektiv durchlässig sind. Alles, was latent mitgebracht wird, kann virulent werden und kollektive Veränderungen hervorrufen. Die Nicht-Sichtbarkeit der Latenz macht sie durchlässig und kann als Einfallstor der Außenwelt

24 Hansen 2011, 157.

25 Hansen 2022, 159.

26 Ebd., 61.

27 Ebd., 121.

28 Ebd., 120.

29 Ebd., 33.

30 Ebd., 161.

dienen. Sind fremde Elemente einmal eingedrungen, finden die Eindringlinge im Wirtskollektiv einen fokussierten Reaktionsraum vor, der die entstehende Dynamik verstärkt.³¹

Oder auch nicht. Hansens Bilanz am Ende seines Bandes zum Paradigma Kollektiv ergreift dementsprechend eine relationale Weltsicht des »Miteinanders«:

So lerne ich, dass Kollektivmitgliedschaften fast immer kombinierbar sind, was daraufhin deutet, dass alle Kollektive irgendwie zusammenhängen. So reift im Laufe meines Lebens die Einsicht, dass sich zwischen Multikollektivitäten immer ein Fundus an Übereinstimmungen finden lässt, was zwischenmenschliche Kontakte erleichtert.³²

Gerade in Phasen von »Zeitenwenden« ist dieses konstruktive Miteinander der Individuen, das beziehungsorientierte Reflektieren der eigenen Handlungen, die Geduld, Sachverhalte plausibel zu erklären, wo es geht, zu überzeugen, ein ganz entscheidender Weg, um ein drohendes Gegeneinander, ein Auseinanderfallen von Kollektiven in nicht-kommunikative Gegenpositionen zu verhindern.

Literatur

Becker/Jahn: *Soziale Ökologie*, 2003.

Bolten: »Interkulturalität« neu denken: Strukturprozessuale Perspektiven«, in: Giessen/Rink (Hg.): *Migration, Diversität und kulturelle Identitäten: Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*, 2020, 85ff.

Bolten: »Kultur« kommt von colere: Ein Plädoyer für einen holistischen, nicht-linearen Kulturbegriff«, in: Jammal (Hg.): *Kultur und Interkulturalität*, 2014, 85ff.

Brandt: *Regierungserklärung*, 1969, https://www.willy-brandt-biografie.de/wp-content/uploads/2017/08/Regierungserklaerung_Willy_Brandt_1969.pdf, S. 27 (letzter Abruf: 10.08.22).

Haas et al. (Hg.): *How to relate. Wissen-Künste-Praktiken*. 2021.

31 Ebd., 119.

32 Ebd., 169.

- Hansen: *Das Paradigma Kollektiv. Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen*, 2022.
- Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft*. 4. A., 2011.
- Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft*, 2. A., 2000
- Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft*, 1995.
- Holstein: *Menschliches Selbstverständnis. Ichbewusstsein, intersubjektive Verantwortung, interkulturelle Verständigung*, 1985.
- Kant: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: ders.: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik* 1, Bd. XI, hg. v. Weischedel, 1978 [1784].
- Loenhoff: *Interkulturelle Verständigung. Zum Problem grenzüberschreitender Kommunikation*, 1992.
- Luther: *Von weltlicher Obrigkeit. Schriften zur Bewährung des Christen in der Welt*, 1983 [1520].
- Meißner: *Relational Becoming – mit Anderen werden. Soziale Zugehörigkeit als Prozess*, 2019.
- Stegbauer: *Reziprozität*, 2. A., 2016.
- White: *Identity and Control: A Structural Theory of Social Action*, 1992.